

„Mutti, wer ist berühmter – Jesus oder Gott?“ Von Kinderfragen und erwachsenen Antworten

„Mami, wer ist eigentlich berühmter: Jesus oder Gott?“ fragte ein Mädchen, fünf Jahre alt. Da war die Mutter platt. Ihre Antwort ist nicht überliefert. Die Mutter, meine Nichte, fand allein die Frage zum Behalten schön. Was denn ich geantwortet hätte? Ich hätte auf jeden Fall versucht, weder auszuweichen, noch die Frage aufzuweichen durch argumentierendes Rumeiern: „Also weißt du, so kann man das nicht sagen“, oder „was meinst du mit ‚berühmt‘?“ Das alles hätte ich auf keinen Fall sagen wollen. Ich wünschte mir, ich wäre mit dem Kind gemeinsam auf die Suche gegangen und hätte die Frage beim Wort genommen. Also zum Beispiel so: „Weißt du, Emma, genau weiß ich das auch nicht, aber berühmter, glaube ich, war Jesus.“ Und wenn sie nicht nachgefragt hätte, „warum?“, dann wäre ich fortgefahren: „Lass uns mal überlegen, warum Jesus überhaupt berühmt war oder berühmt geworden ist. Berühmt werden Menschen ja meistens durch tolle Taten: Da hat einer eine Schlacht gewonnen oder da ist ein Arzt in den Urwald gegangen, um kranke Menschen zu heilen, oder da geht eine Nonne zu hungrigen Kindern und bringt ihnen Brot, oder da geht jemand in den Tod, um andere Menschen zu retten. Was meinst du: Hat Jesus auch so etwas getan?“ Und wenn mir das Mädchen bis hierher gefolgt wäre, dann wären wir mitten im Gespräch gewesen. Und wenn sie dann noch interessiert geblieben wäre an der „Berühmtheit Gottes“, dann hätte ich womöglich gesagt: „Gott ist berühmt dafür, dass er Menschen Gutes tun lässt und auch Böses. Es gibt da einen Satz in der Bibel – du weißt, was die Bibel ist? – der geht so: ‚Ich bin Gott, der Herr, der beides macht: Ich mache Licht und schaffe Finsternis, ich gebe Frieden und schaffe Unheil. Ich bin’s, der dies beides tut‘ (Jesaja 45,7). Da hast du’s: Berühmt kann ein Mensch oder Gott werden, indem sie etwas sagen, woran man oft lange zu knacken hat.“

Nach welcher Devise bin ich hier vorgegangen? Ich möchte auf Fragen von Kindern oder Erwachsenen – und das macht keinen Unterschied – nie *mehr* behaupten, als ich weiß oder glaube. Und sei mein Wissen oder mein Glaube noch so klein. Ich möchte mich weder herumdrücken noch gar lügen. Wer im Religiösen schwindelt, der spielt auch auf andern Feldern mit gezinkten Karten. Wenn Du einem Kind hier etwas vortäuschst, also vormachst, dann kannst Du sicher sein, das Kind wird es Dir nachmachen. Denn es hat von Dir gelernt: Religion hat etwas mit Schwindeln zu tun.

„Wer ist berühmter – Jesus oder Gott?“ – so sprach das *fragende* Kind. Dann gibt es das skeptische, das widersprechende Kind, das eine Lüge wittert. Da glaubten Eltern ihre kleine Tochter erziehen zu können durch Angstmachen und sagten zu ihr:

„Du, die Ur-Oma im Himmel schaut ganz böse herunter auf dich, wenn du unartig bist.“

Die Tochter antwortet auf die elterliche Drohung:

„Kann sie ja gar nicht. Sie liegt doch im Sarg und guckt von unten nach oben; sie guckt in den Himmel.“

Hier bekamen Eltern die Quittung für einen Satz, an den sie selber nicht glaubten. Das Kind hatte sie erwischt und mundtot gemacht.

Neben dem Kind, das die Eltern befragt und dem, das den Eltern widerspricht, ist mir das Kind begegnet, das sich geborgen fühlt und das, das gezüchtigt wird. Im Konfirmandenunterricht machte ich die Erfahrung: Das Gottesbild von Kindern und Jugendlichen ähnelt häufig dem Bild, das sie von ihren Eltern haben. Meistens dem des Vaters.

Hatten sie einen gütigen, warmherzigen Vater, so wurde er zum menschlichen Ebenbild eines schützenden, segnenden Gottes. Erlebten sie ihren Vater herrisch, polternd, Angst einflößend, entstand bei ihnen das Bild eines strafenden, auf der Lauer liegenden Vater-Gottes, der alles sieht. Und manche Kinder erleben ihre Eltern ja auch zwiespältig – mal als warm und zugewandt, mal strafend und beängstigend. Dieses Doppelbild Gottes hat Eugen Roth humorvoll warmherzig in das Gedicht gefasst: „Unter Aufsicht“

*Ein Mensch, der recht sich überlegt,
dass Gott ihn anschaut unentwegt,
fühlt mit der Zeit in Herz und Magen
ein ausgesprochenes Unbehagen
und bittet schließlich ihn voll Grauen,
nur fünf Minuten wegzuschauen.
Er wolle unbewacht, allein
inzwischen brav und artig sein.
Doch Gott, davon nicht überzeugt,
ihn ewig unbeirrt beäugt.* (Eugen Roth, Ein Mensch, Carl Hanser Verlag, , München 1960, S. 28.)

Mein eigener Kindheitsgott hatte auch dieses Doppelgesicht. Auf dem Land in Ostpreußen erlebte ich den Winter- und den Sommergott: Als Weihnachtsmann beschenkte er die artigen Kinder und bei den anderen rief er – mit der Rute drohend – die eigentlich längst gesühnten Untaten des vergangenen Jahres noch einmal in Erinnerung. Der Sommergott strahlte wärmend durch Sonne und blühende Flora; und er jagte Angst ein durch Blitz und Donner.

Ich bin davon überzeugt, dass Religiosität nicht nur durch Worte vermittelt wird; vielmehr auch durch Stimmung, Atmosphäre, Gesten, durch die Art also, wie Menschen mit einander umgehen oder von Gott reden. Zu Worten und Texten gehören „Kontexte“, also der Lebensrahmen. So war das ostpreußische Landleben zugleich gekennzeichnet durch eine große Freiheit. Die Grenzen dieser Freiheit setzten mein strenger Vater und die gefürchtete Hauslehrerin. Sie repräsentierten – in meiner heutigen Sicht – die irdische Ordnung als Spiegel des himmlischen Hofstaats.

Mein Vater schenkte maßvoll, konnte aber über das Maß strafen. So entstand in mir als Kind das Bild von einem Vatergott, dessen linke Hand streichelt und dessen Rechte Streiche versetzt. Seine Liebe schien abhängig von meinem Lieb- und Artig-Sein. Der Vater musste erst lange tot sein, bis ich jenen Gott loswurde, dessen Gunst ich mir zu erwerben suchte.

Ich habe mich umgehört, um zu erkunden, was und wer heute junge Menschen religiös prägt oder geprägt hat. So traf ich einmal auf eine Gruppe von Unternehmensberatern, die meisten von ihnen unter dreißig. Wir saßen unter freiem Himmel in einem Biergarten im Essener Süden, mit Blick herunter auf die Ruhr.

Hier im Kreis wie auch andernorts erinnerten sich viele daran, dass es die Großmutter war, die ihnen biblische Geschichten erzählt hatte, an deren Hand sie zur Messe oder in den Gottesdienst gegangen sind. Die Großmutter, die sie als Kind beeindruckt hatte durch ihre klare, unverstellte Art, ihren Glauben zu leben. Getauft waren sie alle in dieser Runde, und die Mehrheit wohl auch gefirmt oder konfirmiert. Aber damit hörte das Gemeinsame auch schon auf. Wie ging's dann weiter mit der Religion im Lebenslauf?

Rainer* schwärmt von der evangelischen Jugendgruppe, vom Gemeinschaftserlebnis auf den Fahrten und Freizeiten. Allerdings sagt er auch, dass er aus der Kirche ausgetreten ist, weil er in der Institution keinen Sinn sieht. Ich bin etwas irritiert und erwidere, dass es aber doch gerade die Institution Kirche gewesen ist, der er diese Jugenderlebnisse verdankt. Rainer schaut erstaunt – das war nicht in seinem Blick.

Michael* ist katholisch. Auch bei ihm waren es die Ministrantengruppen, an die er sich sehr gerne bis heute erinnert. Und dennoch: Eigentlich möchte er schon seit längerem aus der Kirche austreten. „Aber irgendetwas hindert mich, letzte Brücken abzubauen“, sagt er. Wir versuchen herauszufinden – ist es aus Dankbarkeit oder sind es Gründe jenseits des Verstandes?

Wir blicken wieder auf die Ruhr. Bis Bernd* spricht. Eigentlich hatte er anfänglich gesagt, er wolle über das Thema Glauben nicht reden. Aber dann äußert er sich doch.

„Wissen Sie, ich möchte gerne glauben können. Aber alle Anstrengungen haben nichts genützt. Ich vermute, dass die so genannten Gläubigen gut dran sind; die haben doch einen Halt, eine klare Orientierung. Das alles hab ich nicht.“

Könnte es sein, dass Ihnen das Eisen zu heiß, das Eis zu dünn und der Zweifel zu stark ist?, frage ich. Bernds Antwort ist lautlos. Er nickt. Und niemand widerspricht, als ich rhetorisch frage: „Halten Sie es für möglich, dass wir alle hier am Biertisch unter dem inzwischen dunklen Nachthimmel unter ‚Glauben‘ etwas anderes verstehen?“

Wir wissen nicht, ob und wie diese jungen Menschen, sollten sie einmal Kinder haben, ihre Töchter und Söhne religiös prägen oder durch andere prägen lassen wollen.

Und der Chef der Gruppe, nennen wir ihn Christoph, wollte nicht zurückstehen.

In dem kleinen saarländischen, katholisch geprägten Dorf, in dem Christoph aufwuchs, war die Welt noch in Ordnung. Man tat, was alle taten: Man besuchte die Messe, wenn auch nicht zu häufig; man hielt die Feiertage ein. Seit Generationen kannte man sich untereinander. In der Grundschule kam der erste Beichtgang.

„Aber was sollte ich beichten? Ich war mir keiner Schuld bewusst. Ich wurde bedrängt. Irgendwas würde mir doch sicherlich einfallen. Ja, da kam's schließlich raus: 'Ich hab mich vor dem Geschirrabtrocknen gedrückt'. Von da ab hab ich das Beichten gemieden. Und doch: So ein Beichtstuhl hat für mich etwas Mystisches behalten und mir lange das Gefühl gegeben: Sollte ich nicht eigentlich doch...? Aber die Skrupel wurden übertönt vom Verstand.“

Christoph meint, sein Religionsunterricht sei sehr politisch und durchaus interessant gewesen. Aber er habe ihn mit seinen eigentlichen religiösen Fragen alleingelassen. Und irgendwann ist er dann aus der Kirche

ausgetreten. Und vor ungefähr fünf Jahren ist er wieder eingetreten. Was war passiert? Er lebt mittlerweile in Berlin, als die Nachricht vom Tod Papst Johannes-Paul II. durch die Welt geht. Spontan versammelten sich tausend Menschen in einer polnischen Kirche in Berlin. Christoph unter ihnen. Er erlebte mit, wie sie lautlos beteten.

„Diese schweigende Gebetsatmosphäre hat einen überwältigenden Eindruck auf mich gemacht. Ich bin danach in die katholische Kirche wieder eingetreten. Als Katholik kehre ich jetzt zurück zu dem, was ich als Kind gefühlt habe.“

So kann das zugehen: Die seelische Prägung in der Kindheit hat einen langen Atem und meldet sich nach Jahrzehnten unverhofft zurück.

Was kann werden aus religiösen Prägungen? Man entfernt sich von einer Kirche, die einen enttäuscht, oder lehnt sie gänzlich ab. Doch beides muss nicht den Verlust von Religiosität bedeuten.

In einer Berliner Gesprächsgruppe trug sich folgendes zu: Daniels Eltern, urschwäbisch, hatten ihm den Weg zur Kirche zwar gezeigt, waren selber aber nicht hingegangen. Daniel ging, seit er neun Jahre alt war, allein zum Gottesdienst, ohne dass die Eltern etwas dazu oder dagegen getan haben. Seine Bilanz lautet heute:

„Die Eltern haben das Sittengerüst gesetzt und vorgelebt, aber Religion nicht erklärt. So habe ich den Jesus eigentlich nie richtig verstanden.“

Das Sittengerüst seiner Kindheit wirkt bis heute in ihm weiter und setzte Maßstäbe für die Erziehung seiner Kinder.

So sagte er zum Beispiel zu seiner Tochter:

„Du isst auf, was du dir auf deinen Teller gelegt hast!“

Darauf wirft Jutta*, die MitdiskutantIn ein:

„Warum wollen Sie Ihre Tochter zwingen?“

„Sie soll lernen, ihre eigenen Essbedürfnisse einzuschätzen. Und außerdem – wie soll das zusammenpassen? Wir bitten im Tischgebet um gute und reichliche Nahrung, und danach lassen wir liegen oder schmeißen es weg, worum wir vorher gebetet haben? Das ist doch Verachtung von Gütern der Schöpfung, oder?“

Darauf entgegnet Jutta:

„Die Schöpfung und den Schöpfer kann ich doch auch am Meere stehend preisen oder in blühender Landschaft und beim Sonnenaufgang?“

Ich werfe ein: Vermutlich liegen hier zwei uralte Glaubensweisen im Streit – die Ethik und die Ästhetik. Die einen finden das Handeln wichtiger, die anderen das Beten. Die einen tun Gutes, die anderen singen lieber.

Wie „geht“ religiöse Erziehung, wenn Eltern religiös unterschiedlich verankert sind? Wenn beide ehrlich und auch offen bleiben wollen, aber zugleich befürchten, dass ihre Kontroverse die Kinder verunsichern könnte? Mit diesem Problem schlug sich ein mir unbekannter Rechtsanwalt herum. Nachdem er durch einen Gottesdienst Vertrauen zu mir gefasst hatte, schrieb er mir:

“Soll ich – oder wann soll ich – unseren Kindern offenbaren, dass ich aus guten Gründen nicht an den christlichen Gott oder gar andere Götter glaube und glauben kann? Wir haben unsere vier Söhne zwischen 8 und 15 Jahren zwar nicht sonderlich fromm, aber doch nach heutigen Maßstäben leidlich christlich erzogen. Alle sind, wie auch meine Frau und ich, getauft, der älteste konfirmiert, der zweite auf dem Weg dahin, und alle singen in der Kurrende unserer Gemeinde. Meine Frau weiß und akzeptiert, dass ich nicht an Gott glaube. Aber sie würde gern alle Kinder im Geist des christlichen Glaubens groß werden lassen, weil sie meint, dass sich den Kindern nur auf diese Weise eine eigene Wahl eröffnet.“

Hier will ich mich kurz einschalten. Es drängt mich, der Frau des Briefschreibers ausdrücklich Recht zu geben. Denn wie soll sich ein Kind ohne jede Basis für oder gegen etwas entscheiden? Ich bin überzeugt: Kinder haben ein Recht darauf, eine Orientierung zu bekommen. Zumal der allgemeine, unser Gemeinwesen erhaltende Wertekanon, nach dem Eltern hierzulande erziehen, sich ja ausschließlich auf jüdisch-christlichen Traditionen gründet. Eltern wollen ihre Kinder zu Menschen erziehen, die weder stehlen noch lügen, die Rücksicht nehmen und hilfsbereit sind, die Zivilcourage an den Tag legen, selbst wenn es ihnen im Augenblick Nachteile bringt. Und wenn dann die Kinder eines Tages fragen: Warum eigentlich lebt ihr so und erzieht uns so? Dann ist es Zeit, Rechenschaft zu geben und auf die biblischen Geschichten hinzuweisen, die sie ihren Kindern früher schon mal vorgelesen hatten. Diese Geschichten wollen durch unser Tun und durch unser Fragen zu neuem Leben erweckt werden.

Der Rechtsanwalt schrieb mir dann weiter:

„Nun treffen unsere beiden Sorgen aufeinander: Meine Frau ist besorgt, dass die christliche Orientierung unserer Kinder nachhaltig leiden wird, wo nicht sogar misslingt, wenn ich mit all meinen Gründen meinen „Unglauben“ vor den Kindern offen „bekenne“. Und ein solches Bekenntnis im Kreis unserer Familie würde ein sehr offenes und rückhaltloses Gespräch in Gang setzen. Mir würde es dabei nicht darum gehen, die Kinder für meinen „Unglauben“ zu gewinnen. Aber ein solch offenes Gespräch bliebe bei den Kindern nicht folgenlos. Zumal die Kinder unser beider Meinung in Diskussionen sehr schätzen.

Meine eigene Sorge ist, aus Rücksichtnahme die Kinder zu belügen, wenn ich sie in einem Glauben bestärke, den ich nicht teile. Auch würde dies im Widerspruch stehen zu der Offenheit und Ehrlichkeit, die meine Frau und ich im Umgang mit unseren Kindern sonst pflegen. Warum also soll ich den Kindern ausgerechnet das vorenthalten, was ich über die Welt und was sie „im Innersten zusammenhält“ denke? Dabei wären aus meiner Sicht meine Gedanken über „Gott und die Welt“ in vieler Hinsicht nicht weniger bereichernd als der christliche Glaube.“

Wohl wahr! Besser als der Briefschreiber in seiner Familienkonstellation könnte ich mir religiöse Erziehung nicht vorstellen. An Vater und Mutter können die vier Kinder auch religiös wachsen: An Mutters Glaubensgewissheit wie an Vaters Skepsis. Beide Eltern teilen die Überzeugung: Glaube enthält keine Mogelpackung. Glaube wächst und wankt. Glaube ist wie ein Baum – aufragend und verwurzelt, alte, veraltete Äste fallen ab, in der Krone sprießt Neues.

Der Liederdichter Paul Gerhardt besingt das im Choral „Geh aus, mein Herz“. Da heißt es „... dass ich dir werd ein guter Baum und lass mich Wurzel treiben ... dass ich dir ewig blühe“. Blühen im Zweifel wie im Vertrauen. Selig die Kinder, die so erwachsen werden dürfen.

*** Alle Namen geändert, der Redaktion bekannt**

Musikangaben:

Robert Schumann, Album für die Jugend, Soldatenmarsch, Knecht Ruprecht, Fremder Mann, Sheherazade, Figurierter Choral, Erinnerung, Kleiner Morgenwanderer, Volksliedchen, Rundgesang, Ernteliedchen, Kanonisches Liedchen.